

Eine Einführung
zu Hartmut Langes
„Im Museum“

„Eine sich ereignete unerhörte Begebenheit“

Hugo Aust

Es gehört zu den glücklichen Stunden des Lesens allgemein und des Universitätsbetriebes im Besonderen, wenn seine Inhalte, also die „Gegenstände“ des Schmökerns, Forschens und Lernens, nicht nur beredet werden, sondern leibhaftig erscheinen und vor ihren „Rezipienten“ das tun, was im heutigen Leben zwar seltener, in Hörsälen aber von früh bis spät geschieht und doch ganz anders klingt, das Vorlesen. Die Welt des Zuhörens – um eine Formulierung Ludwig Wittgensteins abzuwandeln, die sich als Motto in Hartmut Langes erster Novellen-Sammlung *Die Waldsteinsonate* (1984) findet, dort aber die „Welt des Glücklichen“ betrifft – die Welt des Zuhörens ist dann eine ganz andere als die der tauben Ohren.

„Die Literatur hat ihren eigenen Wahrheitsgrund“

Nicht alle, aber doch manche, die in den Genuss eines solchen Vorlesens kommen, haben vielleicht auch einmal eine Vorlesung namens „Einführung in die Literaturwissenschaft“ besucht. Sie könnten dort gelernt haben, was der Gegenstand dieser Wissenschaft ist und wie er exakt erforscht wird. Viele wissen dann auch, dass „Literatur“ im Sinne Hartmut Langes nicht bloß fiktionale Texte sind, sondern höchst sorgfältig komponierte Werke, denen man nichts hinzufügen oder wegnehmen kann, ohne sie zu zerstören. Sie ahnen, dass diese Besonderheit nicht nur einen stilistischen Grund hat, sondern mit der „Wahrheit der

Dichter“ zusammenhängt, wie man früher sagte und wie es auch das Motto des neuesten Werkes von Hartmut Langes *Im Museum* (2011) beteuert: „Die Literatur hat ihren eigenen Wahrheitsgrund“; doch hat diese Wahrheit weniger etwas mit einer abgeklärten „Höhe“ als vielmehr mit „Irrtum“ zu tun. Es mag sein, dass einige Lesebegeisterte, die noch unter dem PISA-Schock stehen, etwas hilflos zusammenzucken, wenn sie von Hartmut Lange hören müssen, dass gerade der „Irrtum als Erkenntnis“ diene. Das muss eine verstörende Auskunft bleiben, selbst wenn sie nur in jener „Welt der Vorstellungen“ gelten sollte, die nichts mit strenger Wissenschaft, aber viel mit dem Unmöglichen zu tun hat (vergleiche *Im Museum*, Seite 72). Wer sich in den „testversessenen“ Studiengängen des gegenwärtigen Lernens an Universitäten und anderswo auskennt, wird einen solchen Bescheid noch verarbeiten müssen, denn Standards und Kompetenzen tun sich schwer mit jenen „Irritationen“, die allen Lesewilligen infolge Hartmut Langes poetischer Navigation am Weg der Erkenntnis auflauern. Es mag freilich sein, dass Menschen, die in der westlichen oder globalen Beliebigkeit ihr Zuhause haben, ein anderes Verhältnis zum Unerwarteten und Unauslotbaren haben als solche, die aus der Kälte und ihrem System kommen. Beiden aber kann es nicht gleichgültig sein, wo und wann und wie sie ihre jeweilige „Schattenlinie“ überschreiten oder überschritten haben.

Und damit richtet sich fast automatisch der Blick auf Hartmut Langes Lebenslauf. Er begann noch unter der Nazizeit und setzte sich, auf einem Umweg über Posen, in der DDR fort. Hier stieg Lange, weil die Koordinaten der sozialistischen Vermessung stimmten, kometenhaft zum dramatischen Genie der Gegenwart auf, überschritt dann aber plötzlich und unbotmäßig – wie Nestroys Komet im *Lumpazivagabundus* – die „himmlische Ordnung“ des sozialistischen Musterstaates, erschien im Westen Berlins Mitte der 1960er-Jahre – noch immer in rötlicher Glut –, bis zu jener Lebenskrise, die ihn unwiederbringlich aus der sicheren Bahn warf und die bislang bewiesene Gewissheit kollabieren ließ, fast so, wie es schon Heinrich von Kleist erleben musste. Seitdem ist Hartmut Lange Nihilist, ein Nihilist mit hegelianischem und marxistischem Hintergrund (das heißt mit Blick auf das, was diese Systematiker für nichtig erklären), aber mit einem ganz anderen gegenwärtigen Horizont. An diesem Nihilismus leuchten „irrlichternd“ das „Pascal'sche Erschrecken“, die Kierkegaardsche Angst und Heideggers Unheimlichkeit; Schopenhauer erklingt und Nietzsche tritt auf. Es kann hier durchaus „irrlichtern“ heißen, denn die Zeit der „Fixsterne“ (Hegel, Marx) war nun endgültig vorbei. Jetzt aber beginnt für Lange das Werk Kafkas zu leuchten und macht ihn, der Dramatiker und Essayist war, zum „triebhaften“ Novellisten.

Jenseits „kollektiver Geborgenheit“

Wer den Königsweg der individuellen Entwicklung in Sozialisation und Vernetzung sieht, wird über eine Erfahrung stolpern, die für Hartmut Lange richtungweisend ist. In einem Interview hat er erklärt: „In der alltäglichen Seinsvergessenheit können Sie sich immer einer Klasse, eine[r] Clique, einem Kulturbetrieb oder zu einer Strömung zugehörig fühlen, aber

so kommen Sie nie zur Wahrheit. Denn die Wahrheit besteht daraus, daß Sie allein sind und die Welt allein annehmen müssen.“ (zitiert nach Sascha Kiefer: *Die deutsche Novelle im 20. Jahrhundert*, Köln 2010, Seite 406) Das erinnert zum Beispiel an Romano Guardini, auf den Lange sich in anderem Zusammenhang beruft, an das, was Guardini „Charakter“ nennt und als „Alleinstehen [...] vor dem Nichts“ definiert – übrigens ein kühner Wortlaut, wurde er doch in höchst unwirtschaftlicher Zeit, im Weltkrieg und unterm Hakenkreuz, veröffentlicht (*Welt und Person*, Würzburg 1940, Seite 59). „[Z]u dem stehen, was man ist, und eben dadurch allein sein“ – geht das noch im Zeitalter der idealisierten medialen Vernetzung, dieser neuartigen „kollektiven Geborgenheit“ (vergleiche *Irrtum als Erkenntnis*, Zürich Seite 194)? Will das noch ein Kulturbetrieb des Intermedialen, der in „neuroromantischer“ Weise (William Gibson) den Heranwachsenden mit Schnittstellen hinterm Ohr und unterm Auge versieht, auf dass alle interaktiv hören, lesen und daraus Nutzen ziehen (wie es die Kultusministerkonferenz will)? Wie anders aber lassen sich Langes Novellen lesen? Einen Hinweis gibt Botho Strauß. Da ist vom „Verlesen“ die Rede, vom „irrenden Lesen“, das sich „in eine Novelle verliert“, „verliert“ wohl aber nicht in jenem Sinn, der eine Leseförderung nach sich zöge, sondern (ja diese verflixte Vorsilbe „ver-“) die das Verlesen oszillieren lässt zwischen Verirren, Verlieren und Verlieben und die zusammenhängt mit der „verfänglichen Wirkung“ der Lange'schen Novellen – „verlesen“ also als etwas, was man „gern“ auf sich nimmt, „insofern es das Unheimliche“ in den Novellen „noch einmal bezeugt“ (siehe Botho Strauß: *Die Fehler des Kopisten*, München 1997, Seite 142 f.).

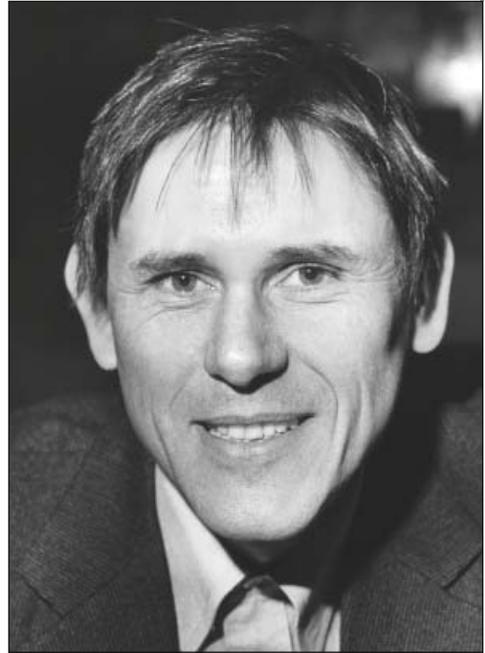
In maritimer Metaphorik, deren sich auch exzellente Universitäten gern bedienen, wären Langes Novellen ein

„Leuchtturm-Projekt“, nur eben trägt das Bild, denn seine Novellen weisen gerade nicht den sicheren Weg zum existenziellen Hafen, ganz im Gegenteil. „Novellieren“, das heißt bei Hartmut Lange, den Menschen zu isolieren und ihn einer „Anwandlung“ auszusetzen. Dieses Isolieren erinnert an Heinrich von Kleists „Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft“, an den „einsame[n] Mittelpunkt im einsamen Kreis“ (*Berliner Abendblätter*, 1810, Seite 47).

Auf abschüssigen Plätzen

Im Begriff der Anwandlung steckt Hartmut Langes Form des Kafkaesken. Das will nicht meinen, dass seine Figuren alle „eines Morgens aus unruhigen Träumen“ erwachen und sich „zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt“ fühlen; wohl aber „ver-rückt“ sich diesen Figuren etwas spürbar: Sie fangen „wieder an zu rauchen“ (wie der Buchhändler Völlenklee in *Die Wattwanderung* 1990), sie werden blasser (wie Manfred Eichbaum in *Die Stechpalme* 1993), sie spüren „ein leichtes Zittern“ der Hände (wie der Abiturient Antonio in *Die Verteidigung des Nichts* 1998), sie werden beim Räuspern ihrer Frau „aufmerksam“ wie Matthias Bamberg in *Der Wanderer* (2005), oder sie empfinden „von irgendwoher“ einen Zug (wie Margarete Bachmann in *Im Museum* 2011). Und wenn es bei Hartmut Lange zieht – das wissen schon viele, die seine Novellen gelesen haben –, dann genügt es nicht, das Fenster oder „den obersten Knopf [seiner] Bluse zu schließen“, nein, dann sitzt man schon wie einer seiner Novellenhelden (*Bildungsreise* 2000) „am Rande“, das heißt auf einem „Platz, der abschüssig“ wirkt und abstürzen lässt. Das ist der typische Bühnenboden für einen Dramatiker, der von Shakespeare kommt und zum Novellisten konvertiert ist und allerlei Gestalten auftreten lässt, lichte und dunkle, darunter einen Würgeengel oder einen

Der 1937 in Berlin-Spandau geborene Schriftsteller Hartmut Lange, aufgenommen Anfang der 1970er-Jahre.
© picture-alliance/picture alliance, Foto: unbekannt



„Schatten“, „etwas Helles, Hochaufregendes“ oder etwas Gebeugtes mit Schirmmütze.

Schon in der ersten Novelle *Über die Alpen* (aus *Die Waldsteinsonate* 1984) sind nach eigener Auskunft „alle seelischen Topografien“ der „späteren Bücher“ enthalten. Demnach lesen beziehungsweise hören wir auch wiederholt von Menschen, die „ein für alle Mal die Fassung [ihres] Lebens“ verlieren (Seite 17). Das wirkt umso ungeheurer, als der Mensch nach Auskunft dieser Novelle „das Unmögliche“ ist „und damit eine Sache der Form“, die doch wohl seine „Fassung“ meint. Wo also findet er sich wieder, wenn er wie Kleist'sche Figuren fassungslos wird und außer sich gerät. Das müsste man im philosophischen Rahmen existenzialistisch beantworten, soll aber angesichts des novellistischen Zusammenhangs nur so weit kommentiert werden,

dass mit der Fassungslosigkeit ein Sog zu wirken beginnt, eine Kettenreaktion, der sich kein Novellenprotagonist entziehen kann. Oft mündet, was sich als banale „Merkwürdigkeit“ ankündigt, im Tod. Das klingt düster, und doch gipfelt gerade die erste Novellensammlung in einer Geschichte, die den Titel *Die Heiterkeit des Todes* trägt, freilich nicht als Versicherung, sondern eher als Fragestellung.

In Hartmut Langes Novellen verschwinden die Menschen, wenige kehren wieder, einige sterben freiwillig, andere werden umgebracht, und zwar so, dass man sich wie in einem „Thriller“ fragen muss, wann und wie denn dieser Mord geschah (*Das Streichquartett* 2001). Manche – und jetzt wird es sehr unheimlich – leben sogar als Tote weiter und haben ihren Auftritt in einem Genre, das eigentlich der Wirklichkeit verpflichtet ist. Aber vielleicht haben wir Christoph Martin Wieland, der diesen „Realismus“ der Novelle schon früh festgestellt hat, nicht richtig verstanden, nicht richtig verstehen können, denn was sich in „unserer wirklichen Welt“ begibt, sind doch auch ungeheure, unfassbare Sachen wie der Holocaust. Die Rede ist von Langes früher Novelle *Das Konzert*; sie gehört zum Besten, was das Novellengenre im zwanzigsten Jahrhundert zu bieten hat, ein kühner Versuch, die „Unterhaltungen jüdischer Ermordeten“ – ich bewahre also Goethes eigentümliche Flexion – aufzunehmen, ihre Zuflucht zur Form als verzweifelte Suchbewegung in einer haltlosen und nicht guten Gesellschaft fortzuführen und somit das Rissige „unserer wirklichen Welt“ und ihrer historischen Gedächtnisorte erzählend vor Augen zu stellen – ganz so, als ob wir ein mit scharfem Messer aufgeschlitztes Bild von Lucio Fontana vor uns hätten.

Zeitschleifen und schwarze Löcher

Wer Hartmut Lange „ins Museum“ folgt, ins Deutsche Historische Museum als

Schauplatz von „unheimlichen Begebenheiten“, wie der Untertitel von *Im Museum* lautet, wird es nicht nur mit 8000 Exponaten zu tun haben, sondern auch mit dem „Betriebssystem“ dieses Museums, seinen Angestellten, seinem „Apparat“ und seiner Räumlichkeit über wie unter der Erde. In den Blick fallen müde Angestellte, korrekte Vorgesetzte, engagierte Fördervereinsmitglieder und eben auch schattenhafte Existenzen. Unter den Exponaten, die eigentlich alle im Dienste der „Geschichte“ stehen, sticht ein Bild hervor, das im Rahmen einer Autorenlesung irgendwie selbstbezüglich wirkt: Es zeigt Mädchen in schönen Kleidern, die „jemandem zuhören, der etwas vorliest“ (vergleiche Seite 20). Das weist keineswegs auf „unheimliche Begebenheiten“ hin, es klingt vielmehr anheimelnd und scheint auf eine attraktive Situation vorzubereiten. Doch Vorsicht! Die Gänge von Hartmut Langes Museum haben es in sich: Sie lassen Lebende wie die unbedeutende Museumsangestellte Margarete Bachmann oder Museumsbesucher wie den vom ehemaligen DDR-Regime verfolgten Rüdiger Dankwart verschwinden, sie ermöglichen Belasteten wie dem Stasileutnant Bernd Klinger ein Wiederauftauchen als Bewacher seiner eigenen Vergangenheit, und sie gewähren den längst Toten eine Wiederkehr, sei es in Gestalt einer anonymen Mutter, die ihrem früh verstorbenen Kind den Himmel zeigen will, sei es in Gestalt der Klara Pölzl, die ihren Sohn Adolf wiedersehen möchte. Die Gänge dieses Museums verführen zu einer Zeitreise, und an ihren Biegungen irritieren Wendeltreppen, Drehtüren und dunkle Korridore hinter der Uhr und deren Zeit – ganz so wie Zeitschleifen und schwarze Löcher. Wer sich in den Bann solcher Attraktionen begibt, gerät irgendwie in zugige Zonen, denen wir uns „nicht mehr entziehen“ (Seite 48) können.